

Jürgen Erfurt/Matthias Middell

Romanistik adé? Thesen zur aktuellen Verfassung des Fachs¹

Das Feld der Romanistik ist in Bewegung geraten. Vom Aufbrechen gewohnter Konstellationen künden unter anderem

- institutionelle Verwerfungen und das Bestreben, den Romanistenverband zugunsten spezialisierter Verbände für Italianistik, Hispanistik, Katalanistik, Balkanromanistik, Lusitanistik und Französisistik in seiner Repräsentativität herabzustufen,
- die Neueinrichtung von Studiengängen, die sich auf die Verbindung lediglich einer romanischen Sprache mit Betriebs- oder Kulturwirtschaft stützen, oder
- die Entstehung von Frankreich-Zentren, als vielleicht institutionell sichtbarster Ausdruck eines Spezialisierungs- und Konzentrationsprozesses an deutschen Hochschulen.

Als grundsätzliche Alternative ist wahrnehmbar: Ein Beharren auf dem Erhalt der Romanistik, für das sich gute Argumente beibringen lassen, oder eine Aufspaltung in Hispanistik, Italianistik usw., eine Tendenz, für die ebenfalls nicht zu übergehende Stichworte geliefert worden sind. Dies verknüpft sich, ohne daß die Oppositionen personell oder argumentativ identisch wären, mit der Frage nach dem Gegenstand romanistischen Leh-

1 Die Thesen wurden von Jürgen Erfurt (Leipzig/Frankfurt a.M.) und Matthias Middell (Leipzig) verfaßt. Anregungen verdanken sie der Diskussion mit Klaus Bochmann (Leipzig), Helene Harth (Potsdam) und Horst G. Klein (Frankfurt a.M.). Unser Dank richtet sich gleichfalls an Ulrike Lux (Leipzig), Dorothea Rutke und Katja Wegner (Frankfurt a.M.) für Hinweise zu einer früheren Fassung. Bei einigen Formulierungen gingen die Meinungen unter den Beteiligten auseinander, weshalb letztlich allein die beiden Autoren für die vorliegende Fassung verantwortlich sind.

rens und Forschens. Bleibt dieser eingegrenzt auf Sprache und Literatur oder wird er auf die umstrittene Landeskunde erweitert, die in dem Dilemma zu verharren scheint, die Konstituierung zum akademisch anerkannten (Teil-)Fach nicht vollenden zu können, gleichzeitig aber für die gesellschaftliche Nachfrage gegenüber romanistischer Hochschulausbildung ständig an Bedeutung gewinnt. Zudem läßt sich eine Verunsicherung ausmachen, welchen Status eine Wissenschaft am Ende des 20. Jahrhunderts hat, die ihre Genese den national gefärbten Selbst- und Fremdwahrnehmungen des 19. Jahrhunderts verdankt, ohne diese Entstehungsgeschichte (die bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg fortreicht) in ihrem Selbstverständnis tatsächlich verarbeitet zu haben.

Betrachtet man diesen Fragenspiegel, möchte man meinen, daß die davon ausgehende Diskussion auch alle Bereiche eines akademischen Faches – von den Rekrutierungs- und Karrierestrategien über die Forschungsprioritäten und das als disziplintypisch legitimierte Methodenset, die Gestaltung der Curricula bis zur Sorge um die Absolventen – erfassen müßte, stellt aber erstaunt fest, daß sich die jeweils auf einen Bereich bezogenen Vorschläge kaum zu einem kohärenten Ganzen fügen.

Die folgenden Thesen wollen weder eine Lösung aller Probleme noch auch nur eine annähernd vollständige Liste der Hintergründe versuchen. Vielmehr geht es uns um den Anstoß einer Diskussion. Denn es erscheint eigentümlich genug: das Fach verschiebt sich im universitären Spektrum, die institutionelle Strukturierung des Verbandes signalisiert erhebliche Veränderungen auch im Selbstverständnis der Romanisten – eine Debatte der zu ziehenden Konsequenzen findet dagegen höchstens verstreut und bei Gelegenheit kleinerer Treffen statt. Zuspitzung wird hier deshalb der am Ende sicher nötigen Ausgewogenheit vorgezogen, um u.E. Diskussionswürdiges kenntlich zu machen.

* * *

1. Die in mehreren Schüben im 20. Jahrhundert und erneut seit gut einem Jahrzehnt vehement geführte Diskussion um die Verfassung der Romanistik, die im Kern auf eine Infragestellung der bisherigen philologischen Lehr- und z.T. auch der Forschungskonzeptionen abzielt, hat vor allem durch vier Ereignisse neuen Zündstoff bekommen:

- a) die wachsende Europäisierung der mittel- und westeuropäischen Nationalstaaten im Zuge des (west-)europäischen Einigungsprozesses mit ihren Folgen in Form von erhöhter Mobilität und Kooperation im Wissenschafts- und Bildungssektor, und der Expansion des Arbeitsmarktes, gleichzeitig aber auch der Bürokratisierung und Reduzierung der kulturellen Vielfalt;

- b) die deutliche Verringerung der Nachfrage auf dem Stellenmarkt für Lehrer, die einen Kernbereich der Bildungsproduktion der Romanistik in Frage stellt;
- c) die politischen und sozialen Veränderungen in Deutschland nach 1990 und die Umstrukturierung der Romanistik im Osten Deutschlands nach Modellen, die im Westen zuvor bereits als überholt galten;
- d) die Krise des Romanistenverbands, die sinnfällig anhand der Gründung zahlreicher einzelsprachlicher Verbände wurde.² Diese überwiegend fachexternen Anstöße überhöhten die ohnehin vorhandenen Verschiebungen im Fach selbst: die als Emanzipation der sogenannten kleineren Fächer betriebene Ausdifferenzierung gegenüber der Dominanz der Nationalphilologien und insbesondere alles Französischen; die Infragestellung romanistischer Lehrkonzeptionen durch die Bewertungsprobleme romanistischer Wissensbestände auf Seiten der Absolventen; die Debatte um Philologie oder Kulturwissenschaft sowie den Status der landeskundlichen Ausbildung.

Die Außenwahrnehmung der Romanistik nach dem letzten Romanistentag (September 1995) ist nicht zuletzt deshalb eher kläglich, weil die nur schwach anlaufende Diskussion um das Selbstverständnis des Faches mit institutionellen Sezessionen beantwortet wurde. Chancen zur Auseinandersetzung wurden damit jedenfalls bis dato vertan.

Gleichzeitig gibt es an verschiedenen Orten punktuelle Lösungsversuche durch Neugründung von Studiengängen, interdisziplinären Zentren und Forschungsverbänden oder in Kombinationsstudiengängen neu definierte Fächerallianzen. Die Suche nach Wegen aus der Krise spiegeln sich jedoch in den Fachverbänden und Medien der Romanistik kaum wider. Der eben ins Leben getretene Frankoromanistenverband beispielsweise schließt in seiner Einladung zur Mitwirkung faktisch alle Nichtromanisten,³ soweit sie nicht an Romanistischen Instituten tätig sind, aus.

2. Die der Romanistik zugrunde liegende Konstruktion einer Romania, die im 19. Jahrhundert als (emphatisch oder pejorativ besetztes) Gegenbild zur deutschen Kultur funktionierte und zumindest teilweise explizit als Beitrag zur Befestigung einer deutschen Nation betrieben wurde, trug

2 Der für 1997 anvisierte Zusammenschluß der Einzelverbände wird derzeit vor allem politisch begründet („mit einer Stimme sprechen“). Damit wird die Auseinandersetzung um das Selbstverständnis, das hinter Institutionalisierungsprozessen steht, vermieden statt befördert.

3 Zu denken wäre beispielsweise an Historiker, Philosophen, Soziologen etc., die sich mit Frankreich oder frankophonen Ländern beschäftigen.

immer auch einen Nationengrenzen überschreitenden Aspekt in sich. Hier konnte sie ein kosmopolitisches Erbe und zahlreiche Versuche des Anschlusses an die westeuropäischen Entwicklungen (Positivismus u.a.) mobilisieren. Gleichwohl blieb die Romanistik in ihrer Professionalisierungsphase weit stärker als sie das in der Regel wahrhaben will auf die Konstruktion der Nationalstaatsbildung bezogen. Bei der Konstituierung der Romanistik hat überdies noch etwas anderes eine Rolle gespielt: das Erbe der klassischen Philologie. Die Romanistik bezeichnete sich selbst ja bis vor kurzem noch gar nicht als Romanistik, sondern als Romanische Philologie. Von der klassischen Philologie übernahm sie die Aufgabe, die (vorwiegend literarischen) Texte sprachlich so aufzubereiten, daß sie verständlich wurden bzw. in historisch exakter Form vorlagen. So war der Literarhistoriker auch ein Linguist, sofern er sich mit alten Texten beschäftigte. Nur in diesem Punkt, der „unverständlich gewordenen Rede“ (Gröbers), trafen sich Sprach-, Literatur- und gegebenenfalls Geschichts- und/oder Kulturwissenschaften. Hier scheint der Ansatzpunkt zu liegen, der für eine Neuorientierung fruchtbar gemacht werden kann: die fremde Sprache als Punkt, um den die Philologie kreist, Philologie als Wissenschaft von der fremden Rede, hinzielend auf die Erschließung eines bestimmten, nicht ohne weiteres zugänglichen sprachlichen (Text-, Diskurs-) Universums. Eine moderne Philologie ließe sich begreifen als Ensemble von durchaus spezialisierten Einzeldisziplinen, die sich aber bewußt sind, sich in der Semiotik zu treffen (einer Semiotik freilich, die nicht nur Resultate der Semiose, sondern zugleich auch ihrer soziokulturellen und sozioökonomischen Produktionsbedingungen in die Untersuchung einbezieht). Weil die Romanistik allzulange an den im 19. Jahrhundert als identitätsstiftend angesehenen Merkmalen der Hochkultur festhielt – die sie sowohl für die Befestigung der Nation als auch für deren Überschreitung in einer europäischen *république des lettres* als steuernd und strukturierend anzunehmen schien –, verlor sie ihre gesellschaftliche Deutungskompetenz an andere akademische Fächer. Gegenteilendungen wie die Sozialgeschichte der Literatur und ihrer Distributionsformen, Begriffsgeschichte bis auf die Ebene der populären Belege hinunter, blieben zu schwach, um neue Deutungskompetenz zu erschließen. So verdankt heute die Romanistik ihr Ansehen außerhalb der akademischen Elfenbeintürme vor allem der Landeskunde- und der Fremdsprachenausbildung, einer Art Präparation für die Erkundung des jeweils anderen Landes (und Arbeitsmarktes!). Sie steht nunmehr vor dem Problem, ob sie ihre zentralen Fragestellungen wieder auf Identitätsprobleme, diesmal allerdings im europäischen und im globalen Kontext, fokussieren will oder ob sie die Tendenz zur spezialistischen Disziplin, der es um die Interpretation von Elementen der Hochkultur geht, also gewissermaßen um eine Wegweiser-

funktion auf dem gehobenen Literaturmarkt, vollenden will.

3. Mit großer Verzögerung und lange Zeit eher widerwillig hat die Romanistik – auch noch nach 1960 als dem „Jahr der afrikanischen Befreiung“ – die Expansion und den Wandel des von ihr selbst konstruierten Objektbereichs wahrgenommen. War die Romanistik des 19. Jahrhunderts damit beschäftigt, ihre – streng auf den europäischen Raum begrenzte – Idee von den romanischen Völkern und Kulturen zu befestigen, indem Familienbeziehungen zwischen einer wachsenden Zahl von Abkömmlingen des Lateins entdeckt wurden, blieb ihr der Blick für die Abkömmlinge der romanischen Sprachen im überseeischen Kolonialreich versperrt. Mit der im Grunde erst vor wenigen Jahrzehnten einsetzenden wissenschaftlichen Wahrnehmung des seit Jahrhunderten existierenden spanischen, portugiesischen, französischen, italienischen und belgischen Kolonialreichs in Übersee, also auch der Existenz neuer romanischer Varietäten und Kulturen, verschoben sich nicht nur eine Reihe grundsätzlicher methodischer und theoretischer Prämissen, die zur Begründung des Fachs herangezogen wurden, sondern auch die axialen Kräfte und kulturellen Potentiale innerhalb der (alten und neuen) Romania. Konnte in methodischer Hinsicht bis dahin eine eher triviale Vorläufer-Nachfolger-Perspektive bedient und anhand von Begriffen wie Substrat und Supersubstrat verankert werden, sah sie sich nun mit der Notwendigkeit konfrontiert, die hoch komplexe kulturelle Vielfalt in der neuen Romania mit Begriffen für das „Mit- und Nebeneinander“ und die „Mischung“, aufgrund der kolonialen Existenz dann auch der Ausbeutung, Unterwerfung, Vernichtung oder Dependenz zu erschließen. Neben der fast zeitgleich einsetzenden Beschäftigung mit den Minderheiten in der europäischen Romania, dürften von der neuen Romania die entscheidenden Impulse einerseits für die Politisierung des Fachs und andererseits für die methodische und theoretische Neubesinnung in Richtung auf eine pluridisziplinäre Forschungspraxis ausgegangen sein. Die Folgen für das Selbstverständnis des Faches insgesamt sind allerdings denkbar gering geblieben.

Die Romanistik ist bis in die Konzipierung von Studiengängen und die Berufungspraxis hinein mit dem Problem konfrontiert, dem Weg der nationalen Orientierung und Spezialisierung – der nicht zuletzt auch eine Alimenterung ihrer Lehrverpflichtungen und Forschungsvorhaben seitens der Außenministerien und der Europäischen Union einbringt – auf eher traditionellen Feldern, ergänzt um etwas Hightech, zu folgen oder/und sich stärker als bisher auf die Globalisierungstendenzen einzulassen, wie sie mit dem Gewicht einer dreiviertel Milliarde Menschen in der Hispanophonie, Lusophonie, Frankophonie und Romanokreophonie

unübersehbar geworden sind und zu einer Verlagerung der demographischen und kulturellen Potentiale geführt haben.

4. Mit einer möglichen Aufspaltung in länder- bzw. kulturraumspezifische Unterabteilungen der Romanistik verbindet sich die Hoffnung, mit den Kulturwissenschaften im jeweiligen Land in der Forschung mithalten zu können. Der Spezialisierungs- und Professionalisierungsdruck ist unverkennbar. Mit dem Versuch, als deutscher Hispanist in die Rolle spanischer Historiker oder Literaturwissenschaftler zu schlüpfen, verbinden sich aber auch, abgesehen von der Frage, ob dies überhaupt möglich ist, Renationalisierungstendenzen. Vordergründig dem Druck der wissenschaftlichen Konkurrenz und der Spezialisierung folgend, wird hinter dem Rücken der beteiligten Akteure die Motivation zur Begründung des Fachs deaktiviert. Was einst an Wissen über die kulturelle Genese der Anderen zur Konstruktion der eigenen nationalen Identität gebündelt wurde, löst sich heute im Zuge der Regionalisierung wieder auf und wird durch arbeitsteilige Konkurrenz ersetzt. Ein solcher Trend der einfachen Auflösung der Romanistik zugunsten eines Anschlusses an die in den jeweiligen Ländern existierenden Humanwissenschaften gäbe also mehrere Vorzüge, die die Romanistik im Laufe ihrer Entwicklung angesammelt hat, preis.

5. Die Stabilität der Romanistik hängt ganz zweifellos mit Vorzügen zusammen, die sie im Laufe ihrer Entwicklung ausprägte. Vergleicht man die Situation mit anderen Ländern, in deren Wissenschaftslandschaft Romanistik fehlt oder marginal geblieben ist, fällt auf, daß die Romanistik in den deutschsprachigen Ländern offenkundig eine Fehlstelle in den Humanwissenschaften besetzt. In ihrem Inneren finden sich oftmals jene sprach-, literatur- und kulturvergleichenden – eben komparatistischen – Studien, die andernorts zur institutionellen Separierung einer Komparatistik geführt haben. Eine solche Kompensationsfunktion stößt jedoch sichtlich an Grenzen. Zum einen bleibt der Vergleich gegenständlich auf den Bezug unter den romanischen Sprachen und Kulturen sowie die Relation zum deutschen Sprachraum eingeeengt. Man könnte zugespißt formulieren: Die potentielle Interdisziplinarität im Inneren der Romanistik erweist sich aktuell eher als Hindernis für ihre Einbindung in größere pluri- oder transdisziplinäre Zusammenhänge und befördert ihre Isolation einerseits von Germanistik, Slavistik, Amerikanistik usw. und andererseits von den historischen Kulturwissenschaften.⁴ Zum zweiten hat die Romanistik im

4 Daß dies nicht zwingend sein muß, bewies der Freiburger Sonderforschungsbereich über Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Andererseits gilt für die Romanistik, was für die Sozi-

Laufe ihrer Entwicklung den Kulturvergleich stärker vernachlässigt als es für die Wahrnehmung dieser Kompensationsfunktion gut wäre. Zum dritten schließlich bleibt – gewissermaßen zur Entlastung der Romanistik – anzumerken, daß das geistes- und sozialwissenschaftliche Umfeld wenig Ermutigung zur Komparatistik bereit hielt,⁵ das Erklärungspotential vergleichender Studien in der Historiographie, Kulturwissenschaft, Soziologie oder Politikwissenschaft zwar nicht theoretisch unterschätzt, aber praktisch vernachlässigt wurde.

Erst in den letzten Jahren hat sich die historische Komparatistik weiterentwickelt. Dies geschah meistens im Kontext eines Ländervergleichs, bei dem Deutschland einen Pol bildete. Der landeskundlich orientierte Flügel der Romanistik hat sich diesem Trend angeschlossen und inzwischen zahlreiche Forschungsfelder etwa des deutsch-französischen, deutsch-italienischen oder deutsch-spanischen Vergleichs erschlossen. Es ist allerdings zu Recht davor gewarnt worden, daß der naive Gebrauch des Vergleichs eben erst jene (nationalen) Entitäten konstruiert, die er zu untersuchen vorgibt.⁶ Die so hoch bewertete Komparatistik könnte bei fehlender Reflexivität auf ihre Verfahren einen Rückfall in nationale Verfaßtheit der Forschungsgegenstände und -orientierungen begünstigen.

Die Romanistik steht vor der Alternative, entweder gleichzeitig mit ihrer institutionellen Aufspaltung in spezialisierte, zu einzelnen Kulturräumen forschende und lehrende Untereinheiten die institutionelle Stabilisierung der Komparatistik zu betreiben, oder eine ihrer zentralen Kompetenzen, die das Ansehen des Faches ausmachen, aufzugeben. In diesem Prozeß sollte sie sich ihres komparatistischen Methodenreservoirs versichern, zugleich aber den Horizont des einfachen Vergleichs überschreiten. Die Kompetenz zur Wahrnehmung interkultureller Differenzen dürfte in der Transferforschung am besten zum Tragen kommen, die gegenwärtig eine Ausdehnung der auf diesem Feld engagierten Forschungskapazitäten erlebt.

alwissenschaften insgesamt gilt, nämlich die weit unterdurchschnittliche Beteiligung an drittmittelgeförderter Verbundforschung (Sonderforschungsbereiche, Forschergruppen u.ä.); vgl. dazu das Interview mit W. Raible in: *Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik*, 1995, H. 3, S. 169-181.

5 Für die Lateinamerikanistik scheint dies in geringerer Weise zutreffend zu sein, was zweifellos mit dem Bezug auf die amerikanischen area-Studies zu tun hat.

6 Vgl. den Überblick zur Debatte von K. Middell/M. Middell (1994), „Forschungen zum Kulturtransfer“, in: *Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik*, 1994, H. 2, 107-122.

6. Der Arbeitsmarkt hat in den letzten Jahren die Romanistik zu nicht unbedeutlichen Veränderungen bei den Studiengängen geführt. Allerdings erscheint die Situation nach wie vor unentschieden: Richtet sich das Fach auch in seinen Rekrutierungsstrategien und Forschungsprioritäten an den Bedürfnissen der Absolventen aus oder lebt es, gewissermaßen schizophren, in einer Teilung zwischen Lehr- und Forschungsschwerpunkten? In der Hauptsache bleibt die Romanistikausbildung noch immer auf bestimmte Berufsbilder (Lehrer, Übersetzer) bezogen und kann sich mit der Vorstellung offensichtlich nur schwer anfreunden, daß sie in der Hauptsache nur noch als Produzent eines Teils von Kombinationswissen gefragt ist. Die Durchsetzung der Magisterstudiengänge zeigt diese Verschiebung der Nachfrage, der das Angebot nur zögernd folgt. Kombinationswissen heißt, daß es „nur“ noch um – unter anderem auch in späterer Weiterbildung mobilisierbare – Module geht, deren Ausrichtung an transdisziplinären Großfragestellungen über ihre Verwendbarkeit entscheidet. Kombinierbare Wissens- und Methodenbestände richten sich auch an einen anderen Typ von Studierenden und bedienen auf diese Weise andere Erwartungen der Gesellschaft an die Absolventen, als die klassische Romanistik dies tut. Reformüberlegungen für die Romanistik müssen also den Typ der Wissenspräsentation und den Typ des Studierenden einschließen, weil sich auf diese Weise der Bezug zwischen Fach und Gesellschaft herstellt.

7. Die gegenwärtige Unentschiedenheit zeichnet sich nicht zuletzt in den Stellenbesetzungen ab. Weder ist die Einrichtung von Landeskundeprofessuren im Fach generell anerkannt noch generell verhindert worden. Es lassen sich verschiedene Orientierungen erkennen, die man Gründungsphasen zuordnen kann: In den siebziger Jahren dominierte eine oftmals politiknahe, sozialwissenschaftlich ausgerichtete Landeskunde. Andert-halb Jahrzehnte später schlägt das Plädoyer für die Landeskunde zugunsten einer kulturwissenschaftlichen Orientierung um. Damit werden Verschiebungen in den Humanwissenschaften generell nachvollzogen, eine wirkliche Auseinandersetzung um Zweck und Ertrag solcher Neuorientierung für die Romanistik bleibt rudimentär. Deshalb kann eine eklektisch agierende Landeskunde mit vorrangig didaktischen Interessen fortbestehen. Diese Zerklüftung ist Reformpotential und Reformhindernis zugleich. Gleichzeitig führt die allgemeine Erschöpfung der Landeskunde-Diskussion, in der kaum neue Elemente zu entdecken sind, weil sie nur auf den Erwerb einer (offenkundig gesellschaftlich nachgefragten) Zusatzkompetenz, nicht aber auf ein grundlegendes Überdenken des Selbstverständnisses im Fach hinausläuft, in die Stabilisierung jener Marginalisierung der Landeskunde, mit der sich die Vorhersage fehlen-

der Professionalität zur self-fulfilling prophecy entwickelt. Die Landeskunde scheint auf dem Wege der Fraktionierung der Romania in politisch-historische Entitäten einer kulturräumlichen Betrachtung selbst im Wege zu stehen. Die Tatsache, daß an deutschsprachigen Universitäten die französische Kultur in all ihren Facetten studiert werden kann, die frankophonen Kulturen in Belgien, der Schweiz oder in Luxemburg hingegen kaum eine Rolle spielen, mag nicht als Argument gegen eine landeskundliche Betrachtung herangezogen werden, wohl aber gegen den divergierenden Erklärungsanspruch von Romanistik einerseits und Landeskunde der romanischen Länder andererseits.

8. Eine Definition der Romanistik von der Landeskunde her, d.h. die Verbindung spezifisch literatur- und sprachwissenschaftlicher mit anderweitiger kulturwissenschaftlicher Forschung, um ein (inter-, trans-) kulturelles Feld, mit dem sich die deutschsprachige Kultur historisch wie gegenwärtig in zahlreichen Transferbeziehungen befindet, wird bislang nur an wenigen Orten betrieben. Eine solche kulturwissenschaftliche Orientierung der Romanistik-Ausbildung richtet sich auch auf die multivalente Vorbereitung der Absolventen auf einen gerade erst im Entstehen begriffenen und in seiner Entwicklung bisher kaum zu prognostizierenden europäischen Arbeitsmarkt. Die Spezifik des Romanisten aus einem deutschsprachigen Land, der auf diesem durch Freizügigkeit und Mobilität bestimmten Arbeitsmarkt in Konkurrenz mit jenen Kulturwissenschaftlern tritt, die ihre eigene Kultur interpretieren, läge dann u.E. in der Kombination von fremdkultureller Außenwahrnehmung und der kulturvergleichenden Kompetenz.

9. Eine Konzeption der Romanistik von ihren „Rändern“ her, d.h. aus der Sicht der neuen Romania mit ihrer multiethnischen und multikulturellen Prägung und nicht mehr vorrangig aus der Sicht nationalstaatlicher Konstruktionen um nationale Hochkulturen, könnte heute rückbezüglich auf die hiesigen Lebensverhältnisse eine angemessenere Antwort auf die kulturelle Situation auch in den deutschsprachigen Ländern sein als das monolithische Verharren in den nationalkulturellen Dimensionen. Daß diese eher unhinterfragt fortbestehen, wird unter anderem an der Existenz und Arbeitsweise der Frankreichzentren und Frankreichstudiengänge augenfällig, die oftmals noch ganz dem nationalen Dogma der *nation une et indivisible* folgen: okzitanische, katalanische und korsische, bretonische, elsässische, flämische oder baskische Kultur in Frankreich spielen eine noch geringere Rolle als beispielsweise die ohnehin schon marginalisierte Maghreb-Kultur in Frankreich.

* * *

Geht man von der oben in einigen uns wichtig erscheinenden Aspekten und Widersprüchen beschriebenen Lage aus, könnten sich folgende Vorschläge für eine Romanistik, die sich auf die Veränderungen in ihrer Umwelt einläßt, ergeben:

- Das Fach sollte sich von einem kulturwissenschaftlich ausgeweiteten Konzept her neu definieren, das die Spezialisierungstendenzen in der Philologie und Literaturwissenschaft ebenso aufnimmt wie die Zufuhr sozial- und politikwissenschaftlicher Kompetenz in der Landeskundediskussion der siebziger und achtziger Jahre. Zu überwinden wäre indessen der rein additive Charakter dieser Kompetenzerweiterungen durch eine integrative Auffassung der Romania von einem Kulturbegriff her, der individuelles, kollektives und institutionelles Handeln in einem System kultureller Handlungen betrachtet.
- Gegenüber einem Rückfall in nationalgeschichtliche Aufsplitterung kann von einer hochentwickelten Praxis des Vergleichs zwischen verschiedenen Kulturräumen innerhalb der Romania und zwischen der Romania und dem deutschsprachigen Kulturraum ausgegangen werden, um neue Fächerallianzen zur komplexen Erfassung von Kultur und Kulturtransfer aufzubauen. Diese komparatistische Praxis und die notwendige Orientierung an transkulturellen Verwertungsinteressen gegenüber dem in der Romanistik erzeugten und vermittelten Wissen zieht eine Offenheit zur Pluridisziplinarität nach sich, die nicht weiter eingeschränkt, sondern als Kern einer Neubestimmung des Verhältnisses zu sich ebenfalls modernisierenden Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften ausgebaut werden muß. Als institutionelle Rahmen bieten sich hierfür Forschungs- und Lehrverbünde an sowie die Zusammenfassung interdisziplinärer Kompetenz in Studiengängen, die auf verschiedene Praxisanforderungen reagieren. Die in Fakultäts- und Institutsstrukturen geronnenen Fächerstrukturen müssen dafür wenigstens teilweise in ihrer Bedeutung zugunsten interdisziplinärer Zentren und Studiengänge herabgesetzt werden. Offenheit zur Pluridisziplinarität heißt auch, von dem Prinzip Abschied zu nehmen, daß alle Kompetenzen für einen Studiengang in einem Institut vorrätig gehalten werden müssen oder können.
- Die Umgestaltung oder Neueinrichtung von Studiengängen sollte sich weniger an den vorhandenen Wissensbeständen und Methodenarsenalen orientieren als vielmehr an der Prognose auf dem Arbeitsmarkt vermittelbarer Absolventen ausrichten. Dabei geht es weniger um die Bezogenheit auf ein bestimmtes Berufsbild, als um die Vermittlung kombinierbarer, später auch selbständig erweiterbarer Mo-

dule von Wissen, die auf gesellschaftlich relevante Fragen Antworten erlauben. Interkulturelle Kompetenz dürfte dabei im Mittelpunkt der Nachfrage stehen.

- Aus der vor unseren Augen ablaufenden Globalisierung und den sich daraus ergebenden neuen Widersprüchen im Weltmaßstab ergibt sich unabweisbar die Aufgabe, die neue Romania gleichberechtigt in den Ausbildungs- und Fächerkanon aufzunehmen, aufmerksam die sich daraus ergebenden Praxisfelder zu registrieren und im Konzept der Romanistik zu verankern. Dies heißt auch, die bereits traditionell als Gegenstandsbereiche der Romanistik geltenden romanischen Sprachräume in Europa unter dem Aspekt ihrer Einbindung in globale Zusammenhänge (Wirtschaft, Medien, Umwelt, Politik usw.) zu untersuchen.
- Auch aus dieser Perspektive kann Romanistik nicht mehr beim faktischen Konstatieren von Sprachraum als Handlungs- und Identifikationsraum stehen bleiben, sondern muß die internationale Durchdringung kultureller Systeme in ihrer Gesamtheit betrachten. Literatur und Sprache erhalten darin ihren Platz als soziale Praktiken in einem Geflecht von Akteuren, Interessen, Diskursen und Handlungsfolgen.